

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schrift und Volk

Auerbach, Berthold

Leipzig, 1846

Das Volksthümliche und die romantische Schule. Hebel und die Romantik

[urn:nbn:de:bsz:31-326781](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-326781)

Das Volksthümliche und die romantische Schule. —
Hebel und die Romantik.

Es war gegen Ende des vorigen und zu Anfang unsers Jahrhunderts, als die romantische Schule das Volksthümliche wieder aufzuwecken trachtete. Man tauchte in die Vergangenheit unter, in welcher noch eine in sich geschlossene Weltanschauung die Gesamtheit beherrschte, in welcher das Individuum sich noch nicht so frei ablöste, sondern sein wesentliches Gepräge noch von Gemeinzuständen empfing. Mit überschwänglicher Phantasie wurden bunt glänzende Bilder des Volksthümlichen dargestellt, daneben mit sprudelndem Witz der Stolz der theoretischen Vernunft gezeißelt, die die Welt nach ihrem dürren Schema umzumodeln trachtete, die, aus der Abstrac-

tion heraus, alles Natürliche, organisch nach eigenen Gesetzen Erwachsene, als unberechtigt umstoßen wollte.

So vollkommen berechtigt — geschichtlich und rein vernünftig — dieser Gegenkampf der Romantiker erscheint, eben so verkehrt ist jene Sehnsucht nach einer Vergangenheit, jenes Zurückschrauben auf dieselbe, wenn es mehr sein will als bloße momentane Stimmung.

Es geht im Leben der Völker wie in dem einzelner Menschen. Viele sehnen sich nach der entschwundenen Jugendzeit, da sie noch einig waren mit der Welt, noch glaubten, hoffnungsreich schwärmten. Aber vergebens. Jedes Leben hat seinen nothwendigen Fortschritt. Die schöne Blüthe muß zur Frucht werden, die in ihrer Vollendung noch die Blüthe in sich hegt.

Jene romantische Sehnsucht nach der Blüthenzeit — im Einzelnen wie in ganzen Zeitepochen — muß daher vor der klaren Erkenntniß zurücktreten. Die romantische Schule wollte und konnte das nicht. Auf ihren Gebilden liegt daher eine fliegende Hitze der Sehnsucht, ein jugendlich

zauberischer Dufte, den man anerkennen kann, aber ohne ihn für etwas mehr gelten zu lassen.

Von nationaler Seite betrachtet erschien die Romantik nicht als eine natürliche Blüthe des Volkslebens, ja nicht einmal in ihren Vertretern zeigt sie sich als eine Forderung des in ihnen verkörperten Nationalgeistes. Im Gegentheile, man ging in leckerhafter Kunstgenießerei bei allen Nationalitäten zu Gast. Was anfänglich nur behäbiges und behagliches Gelüste war, wurde nach und nach zum theoretischen Grundsatz ausgebildet; es sollte keine Besonderheiten mehr geben, man sollte überall zu Hause sein.

Die kernhafteren Erscheinungen und Gestaltungen des deutschen Volkslebens wurden nicht deshalb heraufbeschworen, weil sie ein nationales Ureigenthum waren, weil das allgemeine Menschliche in ihnen ein eigenthümliches Leben gewonnen hatte; man fand Wohlgefallen an diesen Zuständen, weil sie zeitlich fremd waren, wie man sich an dem örtlich Fremden ergötzte.

Menschen, die kein Herz für das Volk hatten, für seine niedergetretenen Rechte, seine ver-

lerne Größ-
ung, sein
ergötzliches
für in die R
Warum
gangen?

Weil
genwart
Romantik
vordräng
eine getre
weder re
geist- ode

Das
ist die
dürfen n
in über
zu beku
Gegenst
Sprüch
druck sa
Die
ist fest,

lorene Größe, seine Jahrhunderte lange Knechtung, sein Leiden und Hoffen — sie trieben ein ergötzliches Spiel mit willkürlichen Gebilden, die sie in die Kreise des Volkslebens versetzten.

Warum ist nichts davon ins Volk übergegangen?

Weil sich nirgends der Pulsschlag der Gegenwart herausfühlen läßt. Weil sich in den Romantikern die übermüthigste Subjectivität hervordrängt, während gerade das Volksthümliche eine getreue Hingebung erheischt, bei der man weder rechts noch links schauen darf, um für geist- oder phantasiereich zu gelten.

Das Volksthümliche verträgt, ja erheischt oft die seltsamsten Abschweifungen, aber diese dürfen nicht bloß zum Selbstgenügen des Autors in überraschenden Antithesen sich erweitern, um zu bekunden, wie man außer und über seinem Gegenstande stehe; sie sind nur jene muthwilligen Sprünge des Geistes, der, wie der Volksausdruck sagt, nicht immer bei der Stange bleibt.

Die Romantiker hielten wol auch den Grundsatz fest, daß die Dichtung Selbstzweck sei, daß

sie nichts will und soll als die freie Entfaltung ihrer selbst. Aber dieser Grundsatz stand vor und in dem Schaffen immer vor Augen und ließ nicht zu einer unbefangenen Selbstentäußerung kommen. Weil und indem sie sich immer vornahmen, keine Tendenz zu haben, hatten sie eben damit eine und zwar die sich selbst negirende: das immerwährende Draufhinarbeiten, ja keinerlei Tendenz aufkommen zu lassen; auch hierin zeigt sich das Negative der romantischen Dichtung, in sich und nach außen. Man war aber auch gereizt, sowol gegen die Theorien mit ihrer Alles nach der Schnur fuzenden Zainscheere, wie auch gegen das Philistertum mit seinen bürgerlichen Anforderungen und dem Streben, Alles platt zu treten. Aus dieser Gereiztheit entstand die Unge-
 rechtigkeit, sowohl gegen sich selber, als gegen den Feind. Man wollte die Majestät der genialen Subjectivität wahren und steifte und stemmte sich auf untergeordnete Absonderlichkeiten, alle schrullenhafte Bizarrerie wurde zur unveräußerlichen Wesenheit erhoben.
 Das Volksthümliche verträgt, ja erfordert

oft die seltsamsten Absonderlichkeiten, aber diese dürfen nicht gewaltsam herbeigeführt und aufgehoben sein.

Aus einer innern, wohl selbstbewussten Nothwendigkeit konnten darum auch die Romantiker nur äußerst selten Menschen mit alltäglichen Lebensbeschäftigungen zu Helden wählen, um an ihnen die Höhen und Tiefen von Leid und Freud aufzuzeigen, im Gegentheil, sie hielten sich am liebsten an ganz subjective Naturen, oder wenn sie darüber hinausgingen vorzugsweise ja fast ausschließlich an Musikanten, Schnurranten &c. Mit diesen konnte man schon leichter umspringen, die Menschen und die Natur sich possirlich vor ihren Augen drehen lassen und allerlei seltsamen Spuk treiben.

Auch andererseits blieben die Romantiker subjectiv und konnten darum die Gestalten, die ihnen vorschwebten, nicht emancipiren, nicht dramatisch frei für sich auftreten lassen. Der Unterbau ihrer Werke ist meist so lustig und kunstreich durchbrochen, daß sie nicht in sich ruhen könnten, sondern von außen gehalten werden müssen, dabei

aber selten einen wirklichen Ausbau zu tragen vermögen. Sie haben aus ihrer reichen Phantasie so viel Glanz und Wunderlichkeit um ihre Figuren gewoben, daß sie dieselben fast nur schildern, nicht für sich gebaren lassen können. Solch ein Held, der aufträte und spräche, wie es seine Verhältnisse und seine Bildungsstufe erfordern, würde oft die ganze um ihn gebaute Ueberschwänglichkeit über den Haufen werfen. Darum bleibt er an den Autor gebunden, der für ihn auftritt. Wir sehen die Welt nur spärlich auf eine neue eigenthümliche Weise mit den Augen des Helden, sondern fast immer mit denen des Dichters und der Held selber muß sich oft ironisiren lassen. Ja, der ironische Standpunkt der Auffassung ist — wo man nicht Altes auffrischte — bei neuen Schöpfungen der vorherrschende; es ist, als ob der Autor sagen wollte: ich bin noch viel gescheiter, ich weiß noch viel mehr u. s. w. als diese meine Gestalten; ich begnade sie nur mit meinem Wohlwollen. Da fehlt dann die Liebe, die eins wird mit ihrem Gegenstande.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Romantif und der volkstümlichen Dichtung besteht sonach auch darin, daß man in letzterer die sogenannten niederen Zustände alles Ernstes schildert und sie für wichtig genug erachtet, mehr als bloße Liebhaberei zu beanspruchen.

Aus jener subjectiven und ironischen Haltung der Romantif erklärt es sich auch, warum wir aus ihr keine neuen Lebensgestalten haben, die aus der Literatur heraustreten und uns so in der Erinnerung begleiten, als ob wir mit ihnen gelebt hätten. Es ist meist wundersam schöne Traumpoesie, schillernd, funkensprühend, aber auch verfliegen wie ein schöner Traum.

Das Volkstümliche verlangt ein völliges Zurücktreten des Autors und es ist nicht ohne Bedeutung, daß wir oft von den besten Gebilden in diesen Kreisen die Namen der Urheber nicht mehr kennen.

Die romantische Schule konnte sich nicht zur Selbstentäußerung bringen.

Wo sich in der Romantif ein politischer Grundsatz bildete, der noch heutigen Tages in

manchen hochgetragenen Köpfen spuk, da möchte man gerne das zeitgenössische Leben auf einen willkürlich ausersehenen feudalen Punkt zurückführen. Weder die Gegenwart mit ihren Forderungen, noch diejenige Vergangenheit findet eine Anerkennung, wo das gegliederte Staatsleben seine festen unentwendbaren Rechte hatte. Man möchte jetzt gerne eine büreaukratische Monarchie und dabei doch ein gegliedertes Staatsleben, gerade wie die ästhetischen Genußmenschen in der Romantik für sich die ungebundenste Subjectivität beanspruchen, vom Volke aber eine völlige Unterordnung und Hingebung an Autoritäten verlangen.

Der Romantiker findet es schön, wenn das Volk allerlei alten Aberglauben nachschleppt, er selber kümmert sich um alles das nicht und buhlt mit allen Göttern, findet aber an den poetischen Vorurtheilen des Volkes einen ästhetischen Genuß.

Statt die neuen Ideen poetisch zu verklären und zu einem Abschlusse zu führen, wird nur das alte schon an sich Abgeschlossene hervorgesucht, das sich leicht fügen und unterordnet.

So sehr nun auch die Romantik sich von dem Volksthümlichen entfernte, ist es doch wiederum der von ihr ausgehende poetische Hauch, der uns vor dem schmutzigen Realismus der Nachbarvölker bewahrt.

Durch die Romantik haben wir gelernt bei den poetischeren Momenten der Erscheinungswelt zu verweilen; dies müssen wir festhalten, ohne dabei die trüben Seiten zu verbergen oder zu übertünchen.

Unbestritten bleibt zugleich auch den Romantikern das Verdienst, das alte Volksthümliche wieder erweckt zu haben.

Wir bedürfen aber nicht des Dämmerlichtes durch gemalte Scheiben, um ein poetisches Farbenspiel zu gewinnen, die Klarheit der Erkenntnis muß zur Poesie werden.

Der Kampf der Romantiker gegen die abstrakten Theorien, die alles Leben nach ihren Programmen abschnurren lassen wollen, dieser Kampf setzt sich noch fort in dem modernen Dichten und Trachten.

Wir wollen Gestalt und Gehalt der Gegen-

wart nicht zurückschrauben in die politischen, kirchlichen und socialen Zustände der Vergangenheit — so bequem und anziehend sie auch erscheinen mögen, eben weil sie in sich abgeschlossen und fertig sind — wir wollen aber, daß die Kanzlei- und Schulweisheit das heilig halte, was der Volksgeist aus sich selber erzeugt hat, daß die Staatsmaschine vor dem organischen Leben zurücktrete.

Mit der Berufung auf das geschichtliche Volksgemüth und seine unantastbaren Wahrzeichen in Sitten und Bräuchen treten wir der mit Ordonanzen gerüsteten Bürokratie, wie dem nagelneuen in der Brust Einzelner ausgeheckten Radikalismus entgegen, denn beide treffen von entgegengesetzten Seiten in der Despotie zusammen.

Der Jahrtausende alte Volksgeist bequemt sich nicht nach den Theorien, die einzelne Hochweise aushecken. Wenn der durch eine lange Geschichte sich entwickelnde Geist eines ganzen Volkes nicht größer wäre, nicht mehr vermöchte, als was ein noch so hoch begabtes Individuum in seinem kurzen Leben aus sich

entwickelt, so wäre die Weltgeschichte ein Narrenspiel.

Man kann es bisweilen in drängendem Unmuthe beklagen, daß der spröde Volksgeist sich nicht von den guten Absichten Mancher packen und zu seinem Ziele führen läßt. Eine weitere Einsicht muß aber zu der Beruhigung führen, daß hierin ein tiefes Gesetz liegt. Was wäre aus den Völkern geworden, wo läge ihr unverwüsthlicher Kern, wenn es den sogenannten geistlichen und weltlichen Machthabern gelingen könnte, ihn in seinem innersten Wesen umzugestalten? Die Geschichte der Völker wäre nichts als die Geschichte einzelner Menschen, die ihnen das Gepräge ihres individuellen Lebens aufdrückten.

Zu diesem geschichtlich nothwendigen kommt auch noch ein psychologisches Moment. Der wissenschaftlich und theoretisch Gebildete kann durch Erörterung leicht eine Ansicht aufgeben oder sich berichtigen lassen, er ist es gewohnt, verschiedene Seiten der Anschauung zu erkennen, er verliert mit der einen Anschauung noch nicht die Sache an sich, und geschähe es auch, so ergänzt er sie

leicht. Der Mann der Erfahrung, der Mann aus dem Volke verliert aber leicht durch das Aufgeben seiner gewohnten Anschauung auch die Sache an sich; aus einem oft unbewußten naturtrieblichen Zuge sträubt er sich daher gegen das Neue, er muß von Natur spröde gegen Neues und Fremdes sein.

In der Darstellung des Volksthümlichen muß man bis zu jenem Punkte vorzudringen suchen, der die innerste Eigenthümlichkeit in sich schließt. Je mehr dieser erkannt und herausgebildet wird, um so mehr wird er auch die ihm genehmen Lebensformen gewinnen.

Sollen dem Volke seine natürlichen und geschichtlichen Denkmale nicht nach der neuen Denk- und Sprachlehre corrigirt werden, sondern aus sich heraus neue Formen gewinnen, so muß mit dieser Anerkennung des vergangenen Geschichtlichen auch die Zeitgeschichtlichen sich verknüpfen. Die Freiheit des Individuums ist der vorherrschende Charakter unserer Zeit. Es läßt sich nicht mehr Alles im Gemeinbegriffe zusammenfassen und halten, jeder schafft sich mehr oder

minder seine innere und äußere Welt. Daß das freie Individuum Formen und Einrichtungen finde, in denen es sich selbständig mit dem Gesamtwillen zusammenschließe und von ihm getragen fühle, das ist Aufgabe des modernen staatlichen und religiösen Lebens.

Selbsterkenntniß des Volkes ist hiezu der erste Schritt und dies die erste Aufgabe der volksthümlichen Literatur. —

Im Gegensatz zur Romantik und Weltliteratur steht die volksthümliche Poesie nach außen auf dem rein nationalen Standpunkte.

Gerade jetzt, da die Nationen in eine geistige und persönliche Wechselbeziehung getreten sind wie noch nie, gerade jetzt zeigt sich wieder überall eine vorherrschende nationale Besonderheit, zumal in den Dichtungen. Es mag sein, daß wie bei einem starken Individuum, je größer die gesellschaftliche Einwirkung zu werden droht, man um so behutsamer seine Besonderheit vor Verschleifung zu wahren trachtet und sich dabei sogar auf Untergeordnetes und Unwesentliches stützt; es mag sein, daß gerade beim Verschwin-

den einer Besonderheit diese sich nochmals um so entschiedener aufthut; gewiß liegt auch die Erkenntniß des höheren Gesetzes zu Grunde, daß der Beginn eines geistigen, wie der eines materiellen Weltreiches der Tod der Civilisation wäre.

Das Princip der Individualität macht sich auch in den Nationen und ihren Offenbarungen geltend; die Mannigfaltigkeit soll auch hier zur höheren Einheit führen, nicht zur Einerleiheit werden. Ein Sammeln und Vervollkommen in sich führt zur Sammlung und Vervollkommnung der Menschheit.

Auch von diesem Standpunkte aus hat Hebel einen wenn auch kleinen doch nicht unwichtigen Beitrag zur innern Volkskunde geliefert. Er hat nicht zeitlich und räumlich Fernes erschlossen, sondern ein in uns selber Verborgenes zu Tage geschürft.

Gerade während man in ästhetischer Leckerhaftigkeit bei allen Nationen und Zeiten zu Gast war, schuf er eine heimische, ja sogar lokale Poesie. War er hierbei auch fern von Absicht und

Tendenz, so können wir doch ein Entwicklungs-
gesetz darin erkennen.

Wir Deutschen haben keinen nationalen Mit-
telpunkt, wir haben keine Typen des National-
lebens. Wir sind auch darin das Weltvolk, daß
wir nicht nur das Fremde leicht in uns aufneh-
men, sondern auch in uns selber die größte Man-
nichfaltigkeit darstellen. Seit lange nur auf die
innere Freiheit des Individuums hingewiesen, die
nicht zu fesseln und zu binden ist von äußeren
Gewalten, hat sich das individuelle Leben, losge-
trennt von aller Gemeinsamkeit, bei uns am un-
fügsamsten ausgebildet. So bei einzelnen Men-
schen, so bei den Volksstämmen. Der Schritt
über die subjektive Poesie hinaus zur provinzia-
len bezeichnet schon ein Eingehen in eine Ge-
meinsamkeit. Ist es nun wol eine zu hoch getrie-
bene Erwartung, wenn wir von der provinzialen
Poesie aus den Gang zu einer erneuten volks-
thümlichen und nationalen erwarten?

Hebel's Dichtungskreis war zu klein, seine
Persönlichkeit zu bescheiden und selbstgenügend,
als daß er sich an die Spitze einer Wendung stel-

len, oder von anderen dahin verlegt werden konnte. Ein Ausgangspunkt der volksthümlichen Poesie läßt sich aber in ihm finden.

Es war kein bloß ästhetisches, es war ein Herzensinteresse, was ihn zur Darstellung des Volksthümlichen drängte. Er wendete sich daher nicht einer geschichtlichen Vergangenheit, sondern dem Volksthümlichen in seiner Wirklichkeit zu, weil er in natürlicher Beziehung mit demselben stand. Was ihm, in seinem fortgeschrittenen Bildungsgange, geschichtlich abgethan war, lebte noch frisch und grün im Volke und bildete dem Dichter selbst die ersten zur Wurzel sich herabneigenden Jahreszweige seines Lebensbaumes.

Hebel reiht sich daher nicht der Romantif oben bezeichneter Art an. Diese hatte sich aus der Reflexion heraus dem Volksthümlichen zugewendet, konnte es weder für sich wahrhaft beleben, noch belebend ins Volk zurückkehren; die Hervorbringungen der romantischen Schule blieben eine Tendenz, eine literarisch-ästhetische Erscheinung.

Auch jener mystischen Naturschwärmerei der

Romantiker stand Hebel fern, ja er neigt sich sogar zu dem andern Extrem, die Natur vorherrschend sinnbildlich aufzufassen. Gerade weil Hebel von Kindheit auf so zu sagen auf vertrautem Fuße mit schöner Naturumgebung lebte, nahm er ihre Eindrücke leicht hin und schaute bald darüber hinweg nach sinnvollen Deutungen. Die Schauer der Waldeinsamkeit, jene oft wundersam anziehende Regungen des stillen Naturwaltens, die die Romantiker wiedergeben, finden sich bei Hebel nicht.

Die Romantiker standen im innersten Zusammenhang mit der damaligen Naturphilosophie, in der der Geist sich als Bewußtsein in der Natur wiederfand. Die volksthümliche Poesie dagegen (wenn man dafür eine Verbindung mit den höchsten Spekulationen sucht) steht mehr auf Seite der Geistesphilosophie oder der Philosophie der Geschichte, ihr wesentliches Objekt ist mehr der Mensch und die Menschheit, das organische Leben in allem Thun.

Ein hervorragender Zug der Romantiker ist ferner die frische Wanderlust, das selige freie

Schweifen ins Weite, während sich die volksthümliche Dichtung gerne still anbaut und einhegt.

Die Romantiker traten aus der Schule und Studirstube, aus dem Geräusch und Brodem des Städtelebens hinaus in den Morgenduft mit seinem funkelnden Thau, in die ganze frische geheimnißreiche Natur; sie empfanden ihre Einwirkungen tiefer, wie der im Winter gebleichte Städter, wie man nach langem Stubenleben die Offenbarungen der Natur freier und tiefer in sich aufnimmt. Daher jene herrlichen Lieder von den säuselnden Heimlichkeiten der Waldeinsamkeit, von der mondbeglänzten Zaubernacht, von all dem Glanz und Glask in Wald und Flur. All das Hausgeräthe, das ihnen in Gedanken nachlaufen wollte, all die tausend gesellschaftlichen Beziehungen, die sich ihnen anhängen wollen, all die abstracte Gelehrsamkeit, die den frischen Sinn zudeckt, bannen sie weit zurück und versenken sich still in das einsame Naturwalten und in traumhaften Gesichten wird ihnen manches Geheimniß offenbar zum tönenden Liede. Die Romantiker haben die Natur wieder neu erobert

und gewonnen. Für Hebel aber war das Naturleben von vorn herein kein Gegensatz, den er dichterisch in sich hereinzunehmen oder in den er sich aufzulösen hatte. Seine Gedichte „Sommerabend,“ „Sonntagsfrühe“ u. s. w. sind vorherrschend Bilder aus dem Menschenleben, sogenannte Gattungsbilder, mit einem Hintergrunde der stillen Natur. Er besieht sich die Welt von der Bauernstube aus, lebt mehr im Dorfe und im Hause als in Wald und Feld *), und wenn er hinaustritt, singt er von Leid und Freud des Menschenlebens.

Hiedurch nähert sich Hebel wieder dem Volksliede, in welchem auch wenig von schöner Natur die Rede ist; liegt in den Tönen auch ein Hauch wie der Athem der Bergesluft, so spricht sich doch in den langgezogenen Klängen der Thale wie in dem zurückschnellenden Widerhall der

*) Darum wäre auch die rechte Stelle von Hebel's Denkmal nicht einsam zwischen Bäumen, sondern etwa auf dem Marktbrunnen, mitten im bunten Treiben des Lebens. Der Ruf: „Chromet süezen Anke“ u. dgl. paßt mehr für Hebel als die stille Einsamkeit des Schloßgartens.

Bergeszacken das menschliche Lieben, Leiden und
Zauchzen in seinen tiefsten Grundtönen aus. Die
Freude und Schönheit der Natur macht im Volks-
liebe nicht viel von sich reden; die Natur wird
unmittelbar mit hereingenommen, angeredet und
bezeichnet und wieder fallen gelassen, aber im-
mer empfindet man das tiefe Gemeinleben zwi-
schen Mensch und Natur heraus.